

DIE FACKEL

Nr. 173

WIEN, 16. JÄNNER 1905

VI. JAHR

[Harden und Koerber]

Maximilian Harden, der berühmte Österreich—Reisende und gediegene Kenner unserer Verhältnisse, widmet in der 'Zukunft' Herrn v. Koerber¹ einen Nachruf, der, wie jede der Feder des Allwissenden erflossene Betrachtung, das »Endgültige« offenbart. Schon vor seinem Fall hatte er ihn erkannt. Aber diesen für so unmöglich gehalten wie den Fall Port Arthur's², dessen Meldung fast gleichzeitig mit jenem Brief des Moritz an Rina eintraf, in welchem Moritz versichert, daß »bis heute kein irgendwie entscheidender Japanersieg« erfolgt sei. Nun, die österreichische Politik versteht Max so gut, wie Moritz die ostasiatische Kriegsführung. Er war nach Wien gekommen, um uns zwischen Bismarck und Hansi Niese von der »leidenschaftlosen Beharrlichkeit« zu erzählen, welche er im Gegensatz zu uns, die sie zwar schon kannten, aber den s—Laut bei zusammengesetzten Wörtern als eine wohlthätige Einrichtung der deutschen Zunge empfinden, an Herrn v. Koerber entdeckt hatte. Die Persönlichkeit dieses Herrn erschien uns mit einem male von einer neuen, sympathischen Seite, und wir hatten bei der Lektüre der späteren Nummern der 'Zukunft' die Empfindung: nein, dieser Minister, käme er aus Berlin zu uns, er würde nicht wie Posadowsky im Hotel Krantz und nicht wie Bülow — ich verrate ein bisher unbekanntes Detail — bei Meißl & Schadn absteigen, sondern gewiß in einem Ringstraßenhotel. Der Mann war — der Nachruf erzählt es uns — zierlich, elegant und von »beinahe bismärckischer Kahlheit«. Herr Harden ist Impressionist; dem »Erlebnis Bismarck«, das ihm so lange das mangelnde Temperament ersetzt hat, scheint, gleich eindrucksgewaltig, das Reiseerlebnis Koerber auf dem Fuße zu folgen.

Und nun hören wir, welchen Verlust wir Österreicher erlitten haben. Herr v. Koerber »hielt sich sauber; nie wählte er unanständige Mittel«. Wenn der Schmeichler nicht etwa auf Haarwuchsmittel anspielt und nicht an die Sauberkeit der Koerber'schen Toilette denkt, dann geht dieses Abgangszeugnis denn doch ein wenig über den Spaß. Was würde Herr Harden, dessen Wohlwollen hinter Bodenbach beginnt, über einen Reichskanzler schreiben, dem er Ordensschacher und Preßbuhlerei, wie sie Herrn v. Koerber nachgewiesen wurden, auch nur zutrauen könnte? Wenn er die guten Absichten des früheren Ministerpräsidenten — welchem wären je schlechte vorgeworfen worden? —, wenn er die persönliche Unbestechlichkeit des im Augiasstall am-

1 Ernest von Koerber, seit 1900 österr. Ministerpräsident, Rücktritt Dez. 1904, † 1919

2 Die Eroberung des russischen Hafens Port Arthur im Russisch—Japanischen Krieg. Kapitulation am 2. Januar 1905.

tierenden Mannes bezeugen wollte, — habeat sibi. Aber die Anständigkeit der Mittel? Einem Minister, der die Preßkorruption zu einer Blüte gebracht hat, die sie vordem unter keiner österreichischen Regierung erreichte? Der Titel und Würden nicht etwa zum Handelobjekt machte, um die Eitelkeit der öffentlichen Wohlfahrt dienstbar zu machen, um vom Geld der Protzen Spitäler zu bauen, sondern um das öffentliche Interesse seiner eigenen Eitelkeit dienstbar zu machen, um aus einer käuflichen Presse das Lob seiner Regierungserfolge immer lauter erklingen zu hören. Da dies oft und oft bei Lebzeiten des Ministeriums Koerber gesagt wurde, so kann es — dem heuchlerischen »de mortuis« zum Trotz auch jetzt gesagt werden. Und noch eines dazu: Herr v. Koerber hat, *nachdem* er bereits dem Kaiser seine Demission überreicht, rasch noch, ehe er formell aus dem Amte schied, die Pauschalienverträge mit seinen Lieben in Wien erneuert, rasch noch den Rest des Dispositionsfonds nach Prag gesendet, von wo ihm heute ein kräftiges »Mercy« an jedem Tage entgeschallt. Auch der kleine Reklamescherz von dem Handschreiben des deutschen Kaisers — eine Depesche wäre glaubwürdiger gewesen — ward in Prag geboren. »Jahrmarktuden, in denen für Geld Auszeichnungen und Orden zu erwerben möglich war«, dies seien, meint das Organ des Abgeordneten Dr. Pacak, die Kanzleien des Ministerpräsidiums unter Koerber geworden; der Sitz der obersten Reichsregierung sei beherrscht von den »Zeitungsintriganten und Maklern der politischen Korruption, die sich nicht scheut, das Leben der politischen Parteien zu versumpfen«. Das ist hierzulande die Freund und Feind gemeinsame Erkenntnis über das Regime der sauberen Mittel. Sie konnte das unwahre, doch glaubhafte Gerücht entstehen machen, unter Koerber habe wie für Titel und Orden auch für Herrenhausmandate ein fester Tarif bestanden und zwei Großindustrielle, die unvorsichtigerweise das Geld gegeben, ehe die Ware geliefert war, seien durch den Hingang des Verschleißers schmerzlich getroffen. Sicher ist, daß Herr v. Koerber angenehm überrascht ist, wenn jemand eine für Geld übernommene Verpflichtung erfüllt. Sonst hätte er es nicht für notwendig erachtet, den Wiener Redaktionen bei seinem Abschied heißen Dank für das gelieferte Lob seiner Regierungstätigkeit auszusprechen. Es klingt traumhaft, ist aber wahr: Herr v. Koerber fuhr bei den Herren, die als Weltbeherrscher noch nicht demissioniert haben, persönlich vor und bat die Benedikt, Singer, Löwy und Kornitzer um ihr ferneres Wohlwollen. Es wurde einem oft schwer, sich das Untermaß von Würdelosigkeit zu erklären, zu dem sich ein Mann von unbestreitbarer Beamtentüchtigkeit auf einem Posten, der eine Individualität verlangt, hinunterschraubte. Aber das Abschiednehmen von den Journalisten verrät mehr als Ungeschicklichkeit: es verrät Intimität. Hat Herr v. Gautsch einmal das vermeintlich taktische Wort gesprochen, daß man in Österreich ohne die 'Neue Freie Presse' nicht regieren kann, so ist es ein noch ärgeres Armutszeugnis, in Österreich ohne die 'Neue Freie Presse' nicht demissionieren zu können.

Das fernere Wohlwollen kann sie dem Einflußlosen trotzdem nicht geben; ihr gilt nur der wirkende Mann. Ihr Wahlspruch — *de mortuis nil nisi male*. Ihr Wahrheitsfanatismus, nur durch die Pietät für einen Lebenden zurückgehalten, bricht in der Stunde des Ablebens mit vermehrter Energie durch. Mit solcher Erbärmlichkeit hat eine Kritik, die auch den Regierenden nie schonte, nichts zu schaffen. Und sie muß, wenn sie — selten genug — das Unkraut im wüsten Garten österreichischer Politik jätet, auch gröblicher zeitgeschichtlicher Fälschung, die einen Subventionsminister zum Mann der sauberen Mittel machen möchte, auf die Finger klopfen. Es ist ja die Frage, ob der Nachfolger, dessen Sitten, Fleiß und äußere Form der schriftlichen Arbeiten thesesianistische Ansprüche befriedigen, besser sein wird. Sicher wird er

geräuschloser sein. Und für den Anfang mag den Nerven dieses Staats, die ein Genie aufpeitschen müßte und die ein begabter Geschäftshaber so lange irritiert hat, ein Minister, der auf Gummisohlen regiert, nicht ungesund sein ...

Daß in Herrn v. Koerber trotz Kahlheit und gelegentlicher Anstrengung, geflügelte Worte zu erzeugen, kein österreichischer Bismarck dahingegangen ist, bloß ein Verwaltungstalent, das hoffentlich auf einen Posten, wo der Eitelkeit geringere Opfer gebracht werden können, wiederkehren wird, des möge der Herausgeber der 'Zukunft' versichert sein. Schon in der zweiten Nummer der 'Fackel', Mitte April 1899, machte ich ihn in offenem Antwortschreiben darauf aufmerksam, daß er »seit einer dreitägigen Erholung von den Strapazen des Berliner Kampfdaseins«, die er hier genoß, »die Wiener Zustände mit dem Maße milden Erinnerens beurteile«, versicherte ich, daß ich, wenn auch meine österreichischen Erfahrungen »in der halben Gültigkeitsdauer eines Retourbillets erworben wären, nie und nimmer die 'Fackel' begründet hätte«. Sein Fernblick vergrößert auch heute noch, da er wieder ein paar Tage in Wien verbracht hat, um hier, ein literarischer King—Fu, alle an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Soll ich's ihm heute nicht sagen dürfen? Deshalb, weil ich älter geworden bin und freier denken gelernt habe? Weil der Richtung meines Temperaments der Ton seiner Verdrossenheit nicht mehr zusagt? Weil ich mit einer Klarheit, die keine persönliche Rücksicht trüben kann, endlich Unterschiede der Gesinnung wahrnehme, die dem ungeübten Auge verborgen blieben? In dieser unseligen Stadt der Verbindungen und Beziehungen muß man sich gegen die stupide Frage: »Was ist zwischen Ihnen und ihm vorgefallen?« verteidigen, wenn man es gewagt hat, bei zwingendem Anlasse eine längst erworbene Überzeugung auszusprechen, trotz persönlichem Verkehr zu bekennen, daß man Herrn Harden nur mehr als Literaturessayisten — mit Nachsicht der Gedichte des Herrn Sello — und nicht mehr als humorlosen Moralretter, überhaupt nicht als polemischen Greiner erträglich findet. Die Gedankenlosigkeit fragt einen Schriftsteller, der sich erwiesenermaßen gegen alte Protektoren, die ihm später als Protektoren aller Niedertracht erschienen, »undankbar« gezeigt und Hände, die dem Anfänger Knüppel zwischen die Beine warfen, gestreichelt hat, nach dem »persönlichen Zerwürfnis«, das die Ursache eines literarischen Angriffs gewesen sein muß! Einer bemüht sich auseinanderzusetzen, warum er die Haltung eines andern tadelnswert findet und die Wiener Frage lautet: Warum finden Sie seine Haltung tadelnswert? Er ist doch Ihr Freund gewesen! ... Zwischen den Zeilen müssen die Gründe liegen, die das von Personenklatsch verwöhnte Gehirn nicht mehr entbehren kann.

Ja, ich bekenne es, mein erster Ausfall gegen Harden in der Sache Coburg hatte ein verstecktes Motiv, das in dem Artikel selbst nicht angegeben war. Vielleicht nämlich hätte ich zu der Überraschung, die mir Herrn Harden's *Geschmack* bot, geschwiegen. Der persönlichen Rücksicht war die letzte Stütze gebrochen, als mir in dem dem Coburgaufsatz folgenden Heft der 'Zukunft' Herrn Harden's *Gesinnung* eine Überraschung bot. Da war eine kleine Notiz zu lesen, in der er auf eine scharfe Verwahrung des sozialdemokratischen Abgeordneten Südekum antwortete. Herr Harden hatte nämlich, da er die Psychiater gegen Louise von Coburg schützte, den für jeden Leser pikanter Literatur unzweideutigen Satz geschrieben: »Ich gönne Madame Louise die Freiheit, würdige vollkommen die Motive des — durch Heirat dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandten — Proletariers Südekum, der, leider mit unzulänglichen Mitteln, den Lassalle spielen möchte und schon für die Kronprinzessin von Sachsen, *die sich dankbar erwies*, fast so feurig eintrat wie der größere Ferdinand einst für die Gräfin Hatzfeldt«. Herr Südekum weist die,

auch wenn sie stichhaltig wäre, eines reinlichen Publizisten unwürdige Anspielung im 'Vorwärts' zurück. Herr Harden staunt. Er habe den Verdacht, daß Südekum »von der früheren sächsischen Kronprinzessin mit Geld oder Frauengunst bezahlt« worden sei, »weder gehegt noch ausgesprochen«. »Schon der Vergleich mit Lassalle's minder trauriger Ritterschaft und die Erwähnung der Tatsache, daß der Proletarier Südekum durch Heirat dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandt ist, schloß die Annahme aus, Albert Oskar Wilhelm (die Aufzählung der Vornamen ersetzt den Zunamen des Herrn Südekum und den Humor des Herrn Harden) sei für blankes Geld zu haben. Und da Louise von Sachsen schon geflohen war, als das rote Gigerl für sie eintrat, war auch an gewährten Minnesold *nicht zu denken*«. Woran war denn also — fragt der betäubte Leser — zu denken? Noch unschuldsvoller stände Herr Harden da, wenn er gesagt hätte: Der Vergleich mit Lassalle schloß die Annahme aus, daß Herr Südekum der Bestechlichkeit geziehen werden sollte, und die Erwähnung der Verwandtschaft mit dem Kohlenmillionär die Annahme, daß er für »Minnesold« zu haben sei. Aber vielleicht ist der Vergleich mit Lassalle nicht so sehr eine Verneinung der ersten, als eine Bejahung der zweiten Annahme? Und vielleicht wird diese zweite auch nicht durch die scheinheilige Versicherung entkräftet, daß Louise von Sachsen »schon geflohen« war, als Südekum für sie eintrat: er konnte für sie nicht eintreten, ehe sie geflohen war, wohl aber ihre Gunst genießen; und wenn ihm eine Prinzessin nicht unerreichbar wäre, warum sollte es die Schweiz sein, in die sie geflohen? Aber ein ehrlicher Publizist bekennt, was er mit dem Satze »die sich dankbar erwies« gemeint hat. Das Unschuldigste von der Welt! Wie, Herr Südekum wagt es, zu beteuern, er habe von der früheren Kronprinzessin »niemals einen wie immer gearteten Dank erhalten«? »Er lügt jetzt oder hat früher gelogen. Denn er hat in meiner Gegenwart vor Zeugen erzählt, daß Louise *ihm einen Dankbrief geschrieben habe*.« Den Dankbrief hat er gemeint! Und nun beliebe man im Vordergrund der Szene, die Lassalle's aristokratische Liebesabenteuer malerisch abschlossen, die »Dankbarkeit« Louisens durch den Dankbrief Louisens, das eine Relativsätzchen durch das andere, zu ersetzen ... Ich nahm vor dieser geschickten Regie Reißaus und beschloß, nach Lassalle—Harden'schem Rezept »auszusprechen, was ist«, zu sagen, daß ich allzulange gutes Komödienspiel für Lebenswahrheit genommen hatte ...

Und habe ich mir das Recht verdient, es zu sagen, so habe ich die Pflicht, es dort vernehmlich zu sagen, wo Herrn Harden's Unfehlbarkeit sich an österreichischen Verhältnissen zu erproben versucht. Jetzt, da ich seine publizistischen Leidenschaften kenne, muß ich ihm raten, nicht für entlassene österreichische Minister, nur für entlaufene österreichische Prinzessinnen Leumundszeugnisse zu verfassen. »Du denkst, nur um den einen Hauslehrer handle sich's«, schreibt der sonst etwas unklare Moritz an Rina, »Ahnungloser Engel! Gerichtlich festgestellt, daß mit einem runden Dutzend verschiedener Herren der Schöpfung die Ehe gebrochen; tatsächlich festgestellt ... « Da kann man doch wenigstens mit der Statistik arbeiten. Aber die »Anständigkeit der Mittel«, deren sich Herr v. Koerber bedient hat? Wer könnte sie zahlenmäßig beweisen?



Ein Schlußwort zur »Verbesserung des Schutzes der Ehre«

Herr Dr. Beck ersucht mich um die Aufnahme der folgenden Zuschrift:

Mit Rücksicht auf die *Begründung* des in Nr. 172 enthaltenen, sicher beachtenswerten Vorschlages: Es möge in der dem § 193 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches nachzubildenden Gesetzesbestimmung *ausdrücklich* festgelegt werden, daß unter die Wahrnehmung berechtigter insbesondere auch die Wahrung allgemeiner, öffentlicher, idealer Interessen falle, darf der deutschen Rechtsprechung das Zeugnis nicht versagt bleiben, daß das Reichsgericht diese Auffassung bereits zur Geltung bringt.

Nur darauf besteht der höchste deutsche Gerichtshof ausnahmslos, daß den in der Presse tätigen Personen nicht mehr Rechte zustehen, als allen anderen, und daß auch der Schriftsteller, der den Schutz des § 193 d. R. St. G. für sich in Anspruch nimmt, seine *besondere* Beziehung nachweisen muß, die ihn zu der beleidigenden Besprechung berechtigt hat; dann genügt, daß *fremde* und lediglich *sittlich* berechnete Interessen wahrgenommen wurden: Entscheidungen Band XV, S. 15; Band XXIII, S. 423; Band XXV, S. 355.

Das ist das *Gesamtbild* der deutschen Rechtsfindung zu diesem Gegenstande.

Von österreichischen Richtern wäre kaum zu besorgen, daß sie in der Auslegung engherziger oder gar strenger wären, — ins solange ihre amtliche Tätigkeit von der Justizverwaltung unbehelligt bleibt. Deshalb ist die *ausdrückliche* Festlegung der Berechtigung zur Wahrnehmung vermögensrechtlicher *oder* sittlicher Interessen immerhin zu wünschen.

Es wird dann kaum notwendig sein, bei der Wahl des Richters zwischen dem Zufall und dem Juristen zu schwanken, und sich immerhin empfehlen — wenn ein solches Verlangen nicht allzu unbescheiden sein sollte —, diesen sogar dem Pfeidler vorzuziehen.

Meran, 2. Januar 1905.

Dr. Berthold Beck

*

Im Gegensatz zu der Darstellung des Herrn Dr. Beck, welcher auch der von Herrn Gerichtssekretär Dr. v. Engel in Nr. 172 angeführte Fall Conried—Conrad widerspricht, habe ich von dem Verständnis der deutschen Rechtsprechung für den Begriff der »berechtigten Interessen« wenig Erbauliches vernommen. Als mir ein deutscher Kriminalist erzählte, das Reichsgericht negiere neustens die öffentlichen Interessen, die ein Redakteur bei einem beleidigenden Angriff vertritt, als berechnete, wollte ich zuerst an das Walten einer wahren Kulturinstanz glauben, welche die usurpierte Gerechtsame einer korrupten Tagespresse nicht zu sanktionieren gewillt sei, mit einer zwar nicht immer anwendbaren, aber in der Tendenz berechtigten Entscheidung die »idealen Interessen«, die die Presse zu vertreten vorgibt, als eine Geschäftsunklarheit entlarve und der Preßfreiheit nicht den Mißbrauch eines neuen Vorrechts konzedieren wolle. Ich glaubte an eine Tendenz wie die, welche unserm Obersten Gerichtshof die Entscheidung über die »ehrlose Zeitung« eingab. Ich wurde anders belehrt, als ich erfuhr, daß das Reichsgericht ausdrücklich geschäftliche Interessen als die einzig berechtigten anerkannte und

dem Redakteur eines Fachblatts, der einem Konkurrenten derselben Branche übel mitspielt, den Schutz des § 193 zubilligte. Daß der höchsten Quelle deutscher Rechtsgelehrtheit solche Krämerauffassung entsprungen war, erfuhr ich, als ich die Untauglichkeit von Krämern für ein Amt, dessen Erkenntnisse naturgemäß erst jenseits ihres Horizonts dämmern, behauptete. Möglich ist es immerhin, daß es sich um einen grotesken Einzelfall handelt; aber deutsche Untergerichte scheinen sich diese und nicht die von Herrn Dr. Beck zitierten Beispiele reichsgerichtlicher Einsicht zur Richtschnur zu nehmen. Und welche andere »besondere Beziehung« zu der Parsifal—Angelegenheit hatte denn Conrad in München, um freigesprochen zu werden, nachzuweisen, als die eines von der kulturellen Wichtigkeit seines Angriffs überzeugten, dreißigjährigen Verfechters der Sache Richard Wagner's? Die »besondere Beziehung« wird sich immer leichter zu dem eigenen, vermögensrechtlichen, als zu dem fremden, sittlich berechtigten Interesse nachweisen lassen. Darum kann nur Gesetzesklarheit — Verbesserung in Deutschland, Neugestaltung in Österreich — engherziger Beurteilung einer idealen Motiven entsprungenen Injurie vorbeugen, jener Auffassung, die sie als eine »Einnischung in fremde Angelegenheiten« bestrafen möchte. Wenn wir die »Wahrung berechtigter Interessen« mit einer über den Wortlaut des deutschen Gesetzes hinausgehenden Deutlichkeit errungen haben, dann können wir getrost und freudig den Tischlermeistern, die heute die zerbrochene Ehre leimen müssen, die beschwerliche Arbeit abnehmen und sie den Berufsrichtern zuweisen.

* * *

[Altmeister Strakosch]

Vor einem Vierteljahrhundert kamen die Bewohner dieses Erdballs, soweit sie liberal denken, überein, Herrn Alexander *Strakosch* für den »gewaltigsten Rezitator« zu halten. Und wiewohl später eine Verwandte des Hofrats Hanslick zur »bedeutendsten Rezitatorin beider Hemisphären« avancierte, behielt Herr Strakosch seinen Ehrentitel bei. Während er die Mauern des Musikvereinsgebäudes erzittern machte, mußte sich eben der Zeitungsleser vergegenwärtigen, daß die Stimme der Frau Petrasch gerade den andern Weltteil sieghaft durchdringe. Im Reiche des Notizenruhms können gleichzeitig alle die Größten sein. Auch ich bilde mir ein, von der Vorlesekunst einiges zu verstehen, sie selbst üben zu können. Als ich vor elf Jahren in München die »Weber« las, druckte die 'Neue Freie Presse' das Urteil Michael Georg Conrad's ab, dem eine »ähnliche Offenbarung rezitatorischen Genies« (oder so ähnlich) noch nicht vorgekommen sei. Ich glaubte es nicht. Aber ich weiß: es ist noch kein Eigenlob, wenn einer behauptet, daß er besser als Herr Strakosch vorlesen könne. Der schrecklichste der Schrecken — das war und ist noch heute dieser »Altmeister« in seinem Wahn. Wenn er, gereizt, seinen »Uuuuriel A—cos—ta« loslegt, ist's nicht gut mit ihm Kirschen essen. Ich bin stets bewundernd vor der Rätselhaftigkeit dieses Ruhms gestanden. Als den schwitzendsten Rezitator beider Hemisphären habe ich den Mann allzeit anerkannt. Aber als den gewaltigsten? Wie gesagt, wenn nicht die Sonne der Frau Petrasch aufgegangen wäre! ... Im Ernst: ich glaube, daß jeder Durchschnittsbüller eines mittleren Hoftheaters künstlerischer rezitieren und besser die Kleinen lehren kann als dieser Meister der Vortragskunst. Die Toleranz Laube's, der mit genialem Theaterblick die Talente entdeckte, die Herr Strakosch zur Verbildung übernehmen sollte, hat noch der Kritik standzuhalten. Ich kann nur nicht denken, daß der Mann als »Instruktor« etwas taugt, der, wie mir bekannt, einem Mitglied des Theaters, an dem er wirkte, einst ein

Zettelchen in die Garderobe schickte, auf dem die suggestiven Worte standen: »Sehr geehrtes Fräulein! Ich bitte Sie um alles in der Weit, spielen Sie schön, hingebend, voll Temperament, mit Begeisterung, mit wahrem Enthusiasmus. Sie werden reich belohnt werden. Ihr ergebener Strakosch«. Und wenn er keine Fehlbitte tat, so ist's dann sein Verdienst gewesen ... Die Theaterleitungen scheinen endlich dahinter gekommen zu sein, daß von dem Ruhm des Herrn Strakosch noch kein Schauspieler profitiert hat, und so sehen wir ihn denn wieder als Rezitator umgehen. Neulich raste er durch den großen Musikvereinssaal und die Zeitungen konstatierten, daß er der Alte geblieben sei. Auch ward endlich sein »Porträt« in die Galerie der Berühmtheiten des 'Neuen Wiener Journals' eingereiht. Der Herr, der ihn interviewte, fragte ihn nach den Erfahrungen, die er, in dessen Wohnung so viele begeisterte Schauspielerwidmungen zu sehen sind, mit der Dankbarkeit der selbst berühmt gewordenen Schüler gemacht habe. »Der Meister, der mit der ganzen Welt in Frieden bleiben will, sagt mir: Es muß wohl schon so sein. *Später vergessen sie gern an mich, was man an ihnen getan hat*«. Ein Problem: Hat der Mann, der seit Jahrzehnten die Sprache der Klassiker lauschenden Jüngern vermittelt, diesen Satz wirklich gesprochen, oder hat der Vertreter des 'Neuen Wiener Journals', der allerdings »Deutsch—German« heißt, die Worte, die Herr Strakosch gesprochen, *redigiert*?

* * *

Oscar Wilde¹ "Der Sozialismus und die Seele des Menschen"

Oscar Wilde ist ein evangelistisch empfindender Organismus: er erwartet eine Höher—Entwicklung des Menschengeschlechts, ein Gottähnlich—werden nach den eigentlichen Plänen des Schöpfers. Er erwartet diese Regeneration ausschließlich vom Individualismus.

Durch die vollkommene, ungehemmte und grenzenlose Entwicklung sämtlicher Eigenschaften in einem besonderen, wertvollen Organismus wird der im Gesetz des Tages eingeschlossenen Menge ein Bild gegeben von Entwicklungs—Möglichkeiten jeglicher Art in diesem unbeschreiblich steigerungsfähigen Organismus »Mensch«!

Aus diesen lehrhaften Proben von Kraft—Möglichkeiten wird die stauend oder geschreckt zurückbleibende Menge allmählich sich das für alle bleibend Wertvolle herauswählen, das Unbrauchbare in dem Rumpelkasten »Exzentrizitäten« vermodern lassen!

Oscar Wilde hält — und das ist sein *l'art pour l'art*—Wahnsinn — die Künstlernatur für die *allein* geeignete, durch grenzenloses Auslebenlassen ihrer Individualität den Übrigen lehrhafte Beispiele zu bieten. Dieser Wahn beruht auf dem seiner eigenen Natur innewohnenden Wahne, dem *Künstler im Menschen* einen größeren Spielraum im realen Leben einzuräumen als dem *Menschen im Künstler*.

Erfüllt von der Idee, daß die Freiheit des Künstlers gleichsam die Freiheit einer künftigen Menschheit einleite und sichere, schrieb er sein Buch »Der Sozialismus und die Seele des Menschen«.

Ich will nun — da und dort in freier Weise prägnante Stellen dieses Buches anführen:

1 Berlin 1904, Karl Schnabel, Axel Juncker's Buchhandlung.

[KK]

Die Kunst ist Individualismus, und der Individualismus ist eine zerstörende und zersetzende Kraft. Darin liegt seine ungeheure Bedeutung. Denn was er zu zerstören sucht, ist die Eintönigkeit des Typus, die Sklaverei der Gewohnheit, die Tyrannei der Sitte und die Erniedrigung des Menschen auf die Stufe einer Maschine. Tatsächlich benutzt das Publikum die Klassiker eines Landes als Mittel, den Fortschritt in der Kunst zu hindern. Sie degradieren die Klassiker zu Autoritäten. Sie benutzen sie als Knüppel, um den freien Ausdruck der Schönheit in neuen, bisher unbekanntem Formen zu hindern, Sie fragen jeden Schriftsteller, warum er nicht wie der oder jener schreibt, jeden Maler, warum er nicht wie der oder jener malt, und vergessen ganz, daß jeder, der etwas dieser Art täte, aufhörte, ein Künstler zu sein.

*

Je vollständiger der empfängliche Betrachter eines Kunstwerkes seine eigenen albernen Ansichten, seine eigenen törichten Vorurteile, seine eigenen dummen Ideen über das, was die Kunst sein soll und nicht sein soll, unterdrücken kann, umso geeigneter ist er, das Kunstwerk zu verstehen und zu würdigen. Denn die Ideen über die Kunst sind doch naturgemäß aus dem genommen, was die Kunst eben bis zu diesem Augenblicke gewesen ist, während das neue Kunstwerk dadurch schön ist, daß es ist, was die Kunst bis dahin nie gewesen ist, und wer es mit dem Maßstabe des Vergangenen mißt, legt einen Maßstab an, auf dessen *Überwindung* gerade seine Vollkommenheit beruht.

*

Das einzige, was man von der Natur des Menschen wirklich weiß, ist, daß sie sich *ändert*, daß sie *veränderungsfähig* ist. Die Systeme, die fehlschlagen, sind die, die auf die *Konstanz* der menschlichen Natur bauen, anstatt auf ihr Wachstum und ihre Entwicklung.

*

Fragen, ob der Individualismus *praktisch* ist, heißt fragen, ob die Entwicklung praktisch ist. Entwicklung ist das Gesetz des Lebens, und es gibt keine Entwicklung, die nicht zum Individualismus dränge. Wo diese Tendenz keinen Ausdruck gefunden hat, da liegt künstlich unterdrücktes Wachstum vor oder Krankhaftigkeit oder Abgestorbensein.

*

Ein Mensch wird heute geziert genannt, wenn er sich kleidet, wie es ihm gefällt, sich zu kleiden. Geziertheit in diesen Dingen ist es aber, wenn einer sich in seiner Kleidung nach den Ansichten seiner Mitmenschen richtet, die, da es die Ansichten der Mehrheit sind, äußerst einfältig sein dürften.

*

Die Selbstsucht strebt unwillkürlich danach, um sich herum eine absolute Gleichförmigkeit des Typus zu erhalten, zu erzeugen. Die Uneigennützigkeit jedoch blickt verständnisvoll und liebevoll auf die *unendlichen Mannigfaltigkeiten*. Es ist nicht selbstsüchtig, auf *seine Art* zu denken. Wer nicht auf seine Art denkt, denkt überhaupt nicht.

Der wohlverstandene Individualismus nun, das heißt derjenige, der einer Entwicklung der *Gesamt—Menschheit* förderlich sein soll, muß *jene* Elemente enthalten, die, von allen einmal als Gemeingut verdaut und assimiliert, auch diese *Gesamtheit* zu einer fast künstlerischen Höhe zu bringen imstande sind!

In jedem Menschen liegen seine »idealen Möglichkeiten«, liegt seine »Freiheit und Wahrhaftigkeit«, sein »Künstler—sein« geknebelt, verrammelt, tief verborgen, der Wieder—Auferstehung harrend.

Eines tut not, nur Eines: *Werde, der Du bist!*

Ich las das Buch Wilde's. Da fand ich den Satz wieder, aus dem alles Heil den Menschen kommen wird.

Werde, der Du bist!

Wien.

Peter Altenberg

* * *

Zum Falle Wilde

(Eine Studie)

Oscar Wilde schrieb das seltsamste seiner Bücher im Zuchthause zu Reading. Ein wertvolles Dokument, in künstlerisch vollendeter Form. Diese Aufzeichnungen und Briefe ¹ sind alles eher als Literatur. Da ist Leben und Leiden, und vom Standpunkt der Kultur und des Lebens will es gewertet sein. Für jene, die in der Erniedrigung des andern sich selbst erhöht fühlen und denen fremde Qual Genuß wird, ist es interessant, und für jene, denen des Menschen Fühlen eine Wissenschaft ist und ein Spiel, etwas Gelerntes und etwas zum Zerstreuen, und des Menschen Leben ein Schauspiel, wird es willkommene Sensation. Anderen mag es schwer erscheinen, den Aufbau eines Kunstwerks zu betrachten, wenn jede Zeile von der Zerstörung eines Künstlers spricht.

Die Lehre dieser Schrift ist die Lehre, die Glück und Ende ihres Autors geben, die Lehre, die aus Oscar Wilde's Leben spricht. Schärfer tritt sie hier hervor als in allem andern, das er schrieb und lebte. Wie konnte diese Wandlung geschehen? Es gibt Anschauungen und philosophische Erkenntnisse, die sich in der Kerkerzelle in Durchschnittsköpfen mit der Sicherheit einer chemischen Reaktion entwickeln. Warum war dieser Geist, den wir das Maß des Durchschnitts durchbrechen sahen, ihnen unterworfen? Erkenntnis der Gewalt des Leidens auf Erden, das ist das Geschenk, das ihm sein Kerker bringt. Ein tiefes Christentum, der gewaltige Pessimismus, der die Liebe als Verzeihung erkennt, ergreift ihn. Damit aber auch das ganze zerstörende Bewußtsein eigener Schuld. Demut nennt er das letzte und beste, das er in sich findet. Verzweifelter als der Anblick hoffnungslosen Ringens gegen Schande und Verachtung ist diese Überwindung. Das ist kein Ziel, auf welches die Entwicklung seines Wesens führen durfte; dieser Vorkämpfer des genießenden Lebens war sicher nicht berufen, ein Prediger der Demut zu werden. Er konnte es nur unter Aufopferung seines eigenen Ich; wenn es nicht jeder Satz erkennen ließe, wir wüßten es aus jenen Jahren, die seiner Haft folgten, daß der kampfesfrohe, schaffende Geist Wilde's seine Verurteilung nicht überwand. Das ist nicht durch Äußerlichkeiten zu erklären; nicht durch die geringe Wi-

1 **De Profundis**, Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading, von Oscar Wilde. Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. 'Neue deutsche Rundschau', 16. Jahrgang der freien Bühne. 1. Heft, Januar 1905. [KK]

derstandskraft des verfeinerten Kulturmenschen oder durch die besonderen Machtmittel europäischer Justiz. Wer nicht in der Veränderung seines Wesens einen Aufschwung erkennen und von dem läuternden Einfluß des Gefängnislebens sprechen will und von den wunderbaren Wegen, die zur Einsicht und Reue führen, der darf sich auch nicht begnügen, stillschweigend den jähen Zusammenbruch als ein Notwendiges aufzufassen. Er muß des Übels Wurzel suchen in Wilde und außer ihm. — Das Urteil über den Künstler ist gesprochen, er hat es selbst in seinen Werken gegründet, daß nichts anderes hier mindernd einzuwirken vermag. Der Dichter, der selbstherrliche Meister des Wortes, der die Gedanken der Menschheit spielend als Arabesken in sein Schaffen schlang, bleibt unberührt in der Geschichte von der Veränderung der menschlichen Persönlichkeit. Aber diese selbst wird von neuem Gegenstand der Kritik, und die Frage will Antwort, warum, wenn der Geist eines andern großen Verurteilten, der Dostojewski's, so übermächtig erscheint in seinen Kerkern, der Oscar Wilde's zerbricht.

Die Antwort birgt das Leben Wilde's vor der Katastrophe. Überblickt man dieses, wie es so jäh ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt wurde, so bietet sich das Schauspiel eines Doppellebens, das durch eine unüberbrückte Kluft geteilt ist, dessen eine Hälfte bei nächtlichem Gelage, verleugnet wird von jener andern, die in den Salons der Hauptstadt spielt. Unfähig, die eine oder die andere der beiden Gestalten, in denen sich sein Leben abspielt, zu überwinden, verzehrt er seine Kraft in diesem Kampfe, der endlich mit seiner Niederlage enden muß. Dichter, der es nicht wagt, sein wahrstes Fühlen offen zu bekennen; Künstler, der bei den Werken, die er schafft, bedenken muß, sich selbst nicht treu zu offenbaren, damit ja niemand das Verborgene in seinem Selbst erkenne; Mensch, der gezwungen ist, Gleichgültigkeit zu zeigen, wenn es das Stärkste seines Wesens gilt und Gefühle zu zeigen, wo ihm das Fühlen fern bleibt. Das ist die Tragödie einer menschlichen Entwürdigung, wohl oft gespielt, niemals so grell vom Lichte der Öffentlichkeit getroffen. Das ist die Rolle, zu der die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts einen ihrer edelsten Geister zwang. Gewiß, er war ein Meister, ein Künstler, ein wahrer Fürst der Lüge. Er wäre nicht er selbst gewesen ohne dieses souveräne Spiel mit Wahr und Falsch, das ihm wie keinem zu Gebote stand. Aber sozialer Kämpfer war er nicht. Der Wunderbau seines Geistes war von unendlicher Feinheit und Zartheit, doch Wall und Graben fehlten ihm; er widerstand nicht dem plumphen Anprall der Anschauung, mit der Englands vornehmstes Publikum bemüht war, seinen vornehmsten Künstler zu zertreten.

Daß er die Einheit seines Wesens nicht fand, sie nicht einmal im Kerker nach sich selber ringend fand, ist seines Lebens einzige Schuld. Ihm war jener große Stolz nie eigen, der es nicht erträgt, ungekannt geachtet zu werden, der lachend den Feind aufsucht und ihm die eigene Schwäche zum Angriff weist. Jener Stolz, der beispielsweise aus jeder Zeile von Frank Wedekind's Dichtungen spricht, wenn er mit einem einzigen Worte, spielend, die Oberherrlichkeit über jede mögliche Kritik seiner Persönlichkeit an sich reißt, indem er sich frei zu sich bekennt. Wilde: »Ich vergaß, daß jede kleine Handlung des Alltags den Charakter prägt und daß man deshalb das, was man insgeheim im Zimmer getan hat, eines Tages mit lauter Stimme vom Dach herunterrufen müsse.« Wedekind ruft es sofort: »freudig kündet er's mit freier Stirne«. Wilde: »Ich habe mich selbst zugrunde gerichtet. Niemand, ob hoch oder niedrig, kann von einer andern Hand als von seiner eigenen vernichtet werden.« »So Schreckliches mir auch die Welt angetan hat: ich habe weit Schrecklicheres an mir selbst getan.« »Ich war es müde geworden, auf den Höhen zu wandeln — da stieg ich aus freien Stücken in die Tiefe herab und

fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse in der der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides.« Auf diesem Irrwege sucht Wilde im Zuchthause nach eigener Schuld, nach einer Klärung seines Wesens, und hätte er seinem »Wahnsinn« nicht so unendlich viel geopfert, die Jahre nach seiner Haft würden es allein beweisen, wie wenig zufällig, wie übermächtig und beherrschend ihm diese Begierde war. Ob moralischer Widerstand gegen das soziale Urteil hier am Platze war, ob eines Menschen Kraft tausendjährigem Vorurteil gegenüber sich hätte Geltung verschaffen können, gilt gleich viel. Nur die Befreiung von dem Makel, dem er sich unterwarf, die Befreiung, die eigener freier Kritik des Moralbegriffes hätte folgen können, vermochte ihm jene Überlegenheit zu geben, die auch im englischen Zuchthause standgehalten hätte. Doch er war kein Fanatiker moralischer Überzeugungen, kein Streiter, auch nicht in eigener Sache. Daß er die Verteidigung des gekränkten individuellen Rechtes dem sozialen Übergriff gegenüber nicht findet, daß er betäubt, irre an sich selbst, keinen Ausweg sieht als die Unterwerfung — begreifen könnte man es vielleicht nur angesichts der beispiellosen Niedertracht und Gemeinheit, mit der gegen ihn der Kampf geführt wird. In jener Atmosphäre, aus der diese Kämpfer hervorgingen, war für einen Vornehmen seinesgleichen die Kraft nicht zu schöpfen, ihnen zu widerstehn; und von seiner angeborenen, seiner besten Kraft hatte er zu viel im Kampfe gegen »Wahnsinn oder Krankheit oder beides«, im Kampfe gegen sich selbst, vergeudet, um diesen Gegnern gewachsen zu sein.

Er war der erste nicht und gewiß nicht der letzte. Oscar Wilde, der Künstler und Denker, der vorzeitig seinem Schaffen entrissen wurde, ist nur *ein* Beispiel des sozialen Schadens im Gefolge jenes ungeheuerlichen Irrtums, der individuelle Triebe nur gelten läßt, wenn ihr sozialer Nutzen ziffernmäßig nachweisbar ist, und der diesen Nachweis nur in den Resultaten der Volkszählung zu erkennen vermag. Wenn menschlicher und speziell sozialer Nützlichkeitsmaßstab schon einmal berufen ist, die Natürlichkeit in Tugend und Laster zu scheiden, das Beispiel könnte daran mahnen, wie wenig dieser Maßstab oft dem echten kulturellen Nutzen gerecht wird. Ein Einzelfall, doch keiner der leicht aufgewogen wird. Es könnte auch manchem, der mit ihm ins Gericht ging, scheinen, daß Wilde und sein Können zu hoch standen, um als Beispiel zu dienen, daß sich sinnliche Triebe so wenig lehren lassen wie das Genie, und daß die Macht der Gesellschaft beiden gegenüber nur zur Zerstörung hinreicht.

Wien.

Otto Soyka

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

[Die Gefühle der katholischen Bevölkerung]

Politiker. An Ereignissen ist in Österreich nie Mangel. Gibt's gerade keine, so macht man sich welche. Auch in der Politik reüssiert der Mann, der nichts tut als minutenlang zum Dach eines Hauses hinaufschauen. Andere kommen hinzu und schauen auch hinauf, und bald ist das Verkehrshindernis, das bei uns die Basis allen Verkehrs bildet, fertig. Wenn ein Einspannerroß stürzt, ein Herr sich auf dem Graben die Stiefel putzen läßt, so sind dies wenigstens Anlässe, und das Aufsehen, das an Ort und Stelle entsteht, wird be-

greiflich. Aber es geht auch mit dem Einfall, ein Dach anzusehen ... In Wien erscheint ein »alldeutsches« Blättchen. Kein Mensch hat es je gesehen, keiner weiß, wie es heißt. Wotan würde nicht einmal seinen Käse darin einwickeln. Aber es brachte eine Lästerung jenes Kults, der die Verehrung des alldeutschen Gottes verdrängt hat. Nun, glücklicherweise gibt es noch »Gefühle der katholischen Bevölkerung«. Das besondere Merkmal dieser Gefühle ist, daß sie leicht verletzt werden; — der populäre Ausdruck lautet: »gern«. Keine Gefühle lassen sich lieber verletzen als die der katholischen Bevölkerung. Sie liegen förmlich auf der Lauer nach Verletzung, und sind am Ende auch durch diese Konstatierung verletzt. Aber das würde mich nicht abhalten, zur Ver nunft zu mahnen und dem Riesen, der zu flennen beginnt, weil ihm ein Gas senknirps eine lange Nase gedreht hat, eine würdigere Haltung zu empfehlen. Seit Wochen wird von allen Kirchenglocken Österreichs Sturm geläutet, die Geistlichkeit vom Kardinal bis zum letzten Kooperator »protestiert«, der Papst wird in einer Porträtsitzung — auch Herr Lippay ist ja eine »Einrichtung der katholischen Kirche« — unterbrochen, der Preßstaatsanwalt wird zur Generalprokuratur versetzt, der neue Justizminister »begibt sich« zum Fürsterzbischof, Deputationen begeben sich zum neuen Justizminister — kurzum, man sieht viele Leute, die sonst ihrem Tagewerk nachgehen, auf ein Dach hinaufschauen ... Was wollen sie noch, da die Verfolgung des alldeutschen Schreibers eingeleitet ist? Eine Reform der Presse an Haupt und Gliedern! Daß die Verantwortlichkeit des Hauptes garantiert sei, ist der einzige unter den frommen Wünschen, gegen deren Erfüllung selbst die christlichsoziale Presse Einspruch erhebt. Aber der Schurkerei, die einen immunen Abgeordneten zum verantwortlichen Redakteur bestellt, könnte gewiß auch auf Grund der bestehenden Vorschriften ein Riegel vorgeschoben werden. Wir brauchen bloß ein neues Gesetz, das die Behörden verpflichtet, wenigstens so viel Mut zu haben wie die Presse. Gedankenlos ist das Verlangen, daß der Zeugenzwang auf Redakteure ausgeübt werde, um die »Täterschaft« zu ermitteln. Wenn der verantwortliche Redakteur so gestraft würde — und dies wäre ausschließlich zu verlangen — wie der Täter und nicht mit der »Vernachlässigung der Obsorge« davonkäme, könnte man auf den Vertrauensmißbrauch umso lieber verzichten, als ja der redaktionelle Nutzen der Anonymität an sich vermindert würde. Widerlich genug ist das Geheule der ganzen Concordia, weil der Oberste Gerichtshof sich zugleich mit den klerikalen Protestlern für den Zeugniszwang ausgesprochen hat. Nie würde ein Blatt »gezwungen« sein, einen Gewährsmann zu verraten, wenn der verantwortliche Redakteur nicht die Rolle der ahnungslosen Unschuld spielte. Das Verlangen, daß vor allem der »Täter« eruiert werde, ist albern, die Weigerung der Presse, überhaupt eine Verantwortung zu tragen, noch alberner. Aber die zweite Dummheit hat wenigstens einen greifbaren Anlaß: Der Machtbesitz der Presse ist bedroht. Welchen Anlaß hat die erste? Ist der Machtbesitz der Kirche bedroht, weil ein alldeutscher Knirps ihr eine lange Nase gedreht hat? Wer wird denn immer gleich gekränkt sein!

[Politische Diagnostik]

Mediziner. Die 'Neue Freie Presse' hatte bekanntlich diagnostiziert, daß Herr v. Koerber an einer »nervösen Magen neurose« leidet. Später gab sie ein detailliertes Gutachten. Die Magen neurose habe »sich nach den Zwischenfällen im Parlament erheblich verschlechtert.« Und sie sei »auf die galizische Reise des Ministerpräsidenten zurückzuführen« ... Die politische Diagnostik bringt noch seltsamere Tatsachen. So ist die Berufung des Herrn v. Gautsch in der Tat eine Folgeerscheinung der Influenza des Grafen Buquoy. Und bevor noch die Obduktion des Ministeriums Koerber begonnen war, las ich in einem

reichsdeutschen Blatt die Nachricht: »In Prag starb Montag der tschechische Maler und Professor an der technischen Hochschule Felix Jennewein an einem SCHLAGFLUSS, DER DURCH DIE FREUDIGE AUFREGUNG HERBEIGEFÜHRT WURDE, IN WELCHE DER KÜNSTLER DURCH DIE ERNENNUNG DES BARONS GAUTSCH ZUM MINISTERPRÄSIDENTEN VERRÜCKT WURDE.« Damit ein deutscher Maler — Herr Pezzey in Innsbruck — sterbe, dazu hat es bekanntlich erst der ganzen Ungeschicklichkeit des Regimes Koerber bedurft. Herr v. Gautsch brauchte bloß ernannt zu werden. Es ist ein wahres Glück, daß die Gesundheit der noch überlebenden österreichischen Künstler sich so entschiedener Förderung durch den Unterrichtsminister erfreut.

[Die Gefahr Montignoso]

Österreicher.

»Aus Tetschen—Bodenbach wird geschrieben: Der Dresdner Weihnachtsbesuch der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen hatte auch unsere amtlichen Kreise in GROSSE AUFREGUNG versetzt. Auf dem Bodenbacher Bahnhof hatte die Grenzpolizei PERMANENZDIENST, und auf Anordnung der Prager Statthalterei mußten auch die Beamten der Bezirkshauptmannschaft ZU NACHTSCHLAFENDER ZEIT auf dem Bahnhof erscheinen, um das Eintreffen der von Dresden kommenden Nachtschnellzüge zu erwarten. Die Vorbereitungen hatten den Zweck, es unmöglich zu machen, daß die Gräfin Montignoso österreichischen Boden betrete. Man BEFÜRCHTETE, die Gräfin werde nach dem Nichtglücken des Dresdner Weihnachtsbesuches über Bodenbach oder Tetschen zu ihren Eltern nach Salzburg reisen, und war entschlossen, dies, wenn nötig, MIT DEN SCHÄRFSTEN MITTELN ZU VERHINDERN.«

Lieber hundert Defraudanten hinauslassen, als die eine Ehebrecherin herein! ... Von der Gefahr ist Österreich verschont geblieben. Wie unbeliebt muß Herr v. Koerber »oben« gewesen sein, wenn ihn dieser letzte Regierungserfolg nicht zu halten vermochte!

[Wienerisches]

Wiener. Es gibt Dinge, die nur in Wien möglich sind. Nur in Wien konnte in dem Nachrufe für einen Verstorbenen erwähnt werden, daß er in seinem Stammrestaurant das Vorrecht genossen hatte, »zur Mittagsstunde in die Küche zu gehen und sich selbst sein Rindfleisch abzuschneiden«. Man zählt 1905, und man ißt noch immer »sein« Rindfleisch. Die Kruspelspitz—Weltanschauung bestimmt noch immer alle Entwicklung. In der Stadt, in der ein Zahlkellner »Napoleon« gerufen wird, war der feierliche Ernst möglich, der jüngst wieder in einem Nachruf — siehe 'Neues Wiener Abendblatt' vom 31. Dezember — die Worte fand: »Nach dem Tode des Meisters (Johann Strauß) ZOG SICH PRIESTER IMMER MEHR INS CAFÉ SCHEIDL ZURÜCK; auch schloß er sich einer in Wien sehr bekannten Stammgesellschaft an«.

[Masaidek]

Schalk. »Der Chauffeur ist der Herr der Welt«. — »Ein Lausbub gehört nicht ins Parlament.« — »Herr Bonn spielte dieser Tage den Nathan. Dieses Geschäft könnte er auch dem Sonnenthal überlassen« ... Erkennt ihr ihn? Einmal im Ernst gesprochen: in einer andern Stadt als in dieser gemütlich ange-trottelten wäre eine Erscheinung wie unser F. F. Masaidek doch nicht möglich. Auch in einem Blatt nicht, das bloß von ihm selbst gelesen wird. Dieser christlichsoziale Philosoph der Selbstverständlichkeit hört nicht auf, den Sonntag durch eine Fülle von Mots zu heiligen. »Wenn's regnet, ist's naß« oder »Die Hühner legen Eier« oder »Die meisten Menschen haben eine Nase«. Und die Setzer werden noch immer nicht nervös. Nun, er hat eben

»seine Note«. Diese sachliche Tiefgründigkeit der Banalität ist nicht ohne originellen Reiz. Herr Maran würde mit einer Masaidek—Vorlesung Aufsehen machen. Man muß ihn, um zu wirken, wirklich nur zitieren. Ich habe es öfter getan. Leider glaubt jetzt der Unverwüstliche, daß ich mit ihm polemisieren wollte. Er hielt mich, bekennt er enttäuscht, »für einen geistreichen Schriftsteller«; aus der Art und Weise aber, wie ich jetzt »mit ihm polemisiere«, ersieht er, daß »es mir an Witz zu einer literarischen Polemik fehlt«. Meine »beiden LANDSLEUTE L. Boerne und F. Lassalle HABEN DAS BESSER VERSTANDEN«. Aber ich halte Masaidek nach wie vor für einen geistreichen Schriftsteller, jedenfalls für den eigenartigsten, den wir haben. Und — so köstlich die Vorstellung ist — ich glaube nicht, daß Boerne und Lassalle eine Polemik mit Masaidek riskiert hätten. Auch ich habe es nicht getan. Ich habe mich stets begnügt, ihn zu zitieren. Natürlich immer mit Quellenangabe.

[Wortwitz und Bühnenwitz]

Literat. In der 'Österreichischen Rundschau', die mehr vom Atem Glossy's als Berger's, mehr von halbamtlichem als künstlerischem Geist erfüllt ist, die den Eindruck einer Wochenausgabe von Hannak's Leitfaden für Mittelschulen macht und die durch ihre Mitarbeiterliste uns eine annähernde Vorstellung von dem Reichtum unseres Vaterlandes an Archivaren und Konservatoren beibrachte, schrieb neulich Herr Antropp über »Wortwitz und Bühnenwitz«. Die Bauer'sche Operette bot ihm den Anlaß, meine Betrachtung in der letzten Nummer sichtlich die Anregung zu der für Herrn Bauer schmerzlichen Unterscheidung. Leider hat er meine Spur dort verloren, wo selbst ein deutschnationaler Mann Herrn Bauer ein Kompliment machen muß. »Ein Meister des Wortwitzes, wie Wien einen solchen seit M. G. Saphir und DANIEL SPITZER nicht in seinen Mauern gehabt hat«. Spitzer als Wortwitzspezialist und in einem Federzug mit Herrn Bauer! Und die Kalauer der »Juxheirat« vergleicht Herr Antropp mit den Wortverdrehungen, die angeblich Julius Hopp in die Bearbeitung der »Prinzessin von Trapezunt« eingeführt hat. Sie stammen von Knaack und sind für den verlegenen Prinzenerzieher hundertmal charakteristischer als die aufgepickten Buchstabenscherze des Herrn Bauer.

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Nein, ich will nichts mehr davon wissen. Wo käme ich hin, wenn ich die 'Fackel' systematisch mit den Dummheiten der Tagespresse anfüllen wollte? Schon früher habe ich den Grundsatz verfolgt, daß man »nicht vollständig sein darf«. Jetzt wächst mir auch das Notwendige über den Kopf. Was Albernheit und Gedankenlosigkeit täglich leisten, darf hier nur an den erlesensten Beispielen gezeigt werden. Und sicherlich waren in den letzten Wochen hundertmal wirksamere Fälle zu verzeichnen als das Attentat, von dem ein wirklicher Originalbeitrag des 'Neuen Wiener Journals' kürzlich handelte:

»Der Gymnasialschüler Wrobel, der den Professor Hlibowicki DURCH EINEN REVOLVERSCHUSS TÖTETE, war nicht mehr Schüler des Przemysler Gymnasiums, sondern gehörte der siebenten Klasse des Gymnasiums von Podgorze an ... Die Verletzung Hlibowicki's ist zwar eine sehr schwere, doch hofft man ihn am Leben erhalten zu können.« ...

Eine erfreulichere Originalnotiz:

»(JEAN PAUL.) NICHT DER FRANZÖSISCHE SCHRIFTSTELLER, sondern der urwüchsige Münchener Komiker entfesselt allabendlich im Etablissement Gartenbau Stürme von Heiterkeit ... «

[Meine unerfüllten Wünsche.]

Neugieriger. Sie haben erfahren, daß meine Angriffe auf die 'Zeit' lediglich der Kränkung darüber entstammen, daß mein Wunsch, in die neugegrün-

dete Redaktion einzutreten, unerhört geblieben ist, und fragen mich nun, ob dies Gerücht auf einer wahren Tatsache beruht. Ich weiß es nicht. Soweit ich über meine Wünsche unterrichtet bin, ist mir nichts davon bekannt. Sicher aber ist, daß ein Wunsch, den ich nie gefühlt habe, von den Herren Singer und Kanner unerfüllt geblieben ist und daß dieser Tatsache meine Angriffe auf dem Fuße folgten. Das ist psychologisch jedenfalls sehr interessant. Hier ist zur Abwechslung einmal der Gedanke eines andern der Vater meines Wunsches. Und zwar der Gedanke eines böswilligen Trottel, der Ihnen die Mär berichtet hat. Glaubt einer im Ernst, daß, wenn ich nur mit einem Ton den Ehrgeiz verriete, in irgendein Tagesblatt einzutreten, ich nicht von JEDEM, geschweige denn von einem, das dem Mißverstehen meiner Ideen sein Dasein verdankt, mit offenen Armen aufgenommen würde? Und soll ich wirklich jede Dummheit, jede Lüge, die über mich kolportiert wird, widerlegen? Wenn das Gesindel nichts besseres zu tun hat, möge es mich in Wort und Schrift an jedem Tage mit einer Erfindungsgabe bekämpfen, um die es Edison und selbst der Dichter der »Juxheirat« beneiden könnte. Ich nehm's ruhig hin, daß ich die 'Zeit' angriff, weil ich für sie nicht engagiert wurde. Aber dann verlange ich in logischer Konsequenz auch die Feststellung, daß ich die 'Neue Freie Presse', von der ich vor sechs Jahren einen Engagementsantrag bekam, seit damals beständig gelobt habe.

Berichtigung

In Nr. 172, S. 6, 2. Zeile von unten, ist statt »Wortspielhöhle«: *Wortspielhöhle* zu lesen.

MITTEILUNG DER REDAKTION

Von zahllosen Einsendern unverwendbarer Manuskripte wird die Erledigung urgiert. Sie seien auf die wiederholt erschienene Kundmachung verwiesen:

»Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesendet, wenn *frankiertes und adressiertes Kuvert* beilag. Es genügt die einer Drucksache entsprechende Frankierung, da die Rücksendung wegen Zeitmangels ohne schriftliche Begleitworte, Bedauern oder Begründung, erfolgt«.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

